

06 :: Wei Hui - Marrying Buddha

Bücher werden viel zu selten geschrieben, meistens werden sie produziert. Sie sind längst eine Ware geworden, deren Daseinsberechtigung sich immer seltener auf Inhalte, vielmehr auf Verkaufszahlen stützt. Damit ist umgekehrt an erfolgreichen Neuerscheinungen immer häufiger lediglich der Rückschluss auf das Weltbild des Lesers interessant.

Wei Hui, sogenannte Skandalautorin aus Shanghai, im Westen gefeiert, von der chinesischen Regierung verboten und der Bevölkerung des eigenen Landes missachtet, hat ein zweites Buch herausgebracht. „Marrying Buddha“, so der deutsche Titel, heißt im chinesischen Original „My Zen“.

New York statt Shanghai

Das in den Signalfarbtönen einer Frauenzeitschrift gehaltene Werk knüpft nahtlos an den Erstling „Shanghai Baby“ von 2001 an. Die 29jährige Coco alias Wei Hui ist als Gaststudentin in New York gelandet. Der restliche Inhalt ist gleich geblieben. Dumm ist die Shanghaier Autorin schließlich nicht.

So geht es also wie im Erstling um zahme Vögeleien (das brisanteste daran: der Geliebte ist Japaner), um tägliche Lebenskrisen („drei Besuche im Schönheitssalon waren für die Katz gewesen“) und um Shoppingtouren („auf mein Drängen hin kaufte sie sich bei Barney’s zwei Paar Manolo Blahniks“).

Zweifelhafter Stellenwert

Dass das Modeblatt Marie Claire Wei Hui zur „intelligenten und leidenschaftlichen Fürsprecherin der Frauen des modernen China“ ausruft, passt in das Konzept eines Hochglanzmagazins, dessen Redaktions- und Werbeabteilungen offensichtlich nahtlos ineinander übergehen. Gleichzeitig sagen verzückte Lobpreisungen dieser Art mehr über das Frauenbild einer Redaktion aus, als ihr vielleicht lieb ist.

Um es klar zu sagen: Wei Hui schreibt ist keine Fürsprecherin der modernen chinesischen Frau. Sie ist Repräsentantin ihrer selbst. Ihre Bücher handeln von einem geringen Teil junger Frauen in Chinas Großstädten, die sich im Strudel von Alkohol, Parties, der verzweifeltten Suche nach Männern und der Jagd nach Geld wiederfinden wollen und dabei nur sich selbst verlieren. Über Verlustangst in Großstädten haben andere besser geschrieben. Die Schilderung ihrer Sinnsuche auf der buddhistischen Insel Putuoshan, dem Geburtsort Wei Huis, wirkt so echt wie eine Gucci-Tasche für 10 Euro.

Chronischer Egotrip

Skandalös an diesem Roman ist höchstens die Bezeichnung „Roman“ selbst. Wei Hui schreibt autobiografisch. Sie macht keinen Hehl daraus, dass sich die Welt ausschließlich um sie selber dreht. Und wie diese Nabelschau auf 284 Seiten ausgebreitet wird, ist hochgradig ermüdend.

Der Leser erfährt, wie sehr sie sich beim Cellokonzert Sex wünscht, wie sie in Rage Markenkosmetika in die Toilettenspülung pfeffert, um sie anschließend mit spitzen Fingern

wieder herauszufischen („Das hat 150 Dollar gekostet“) und zwischen durch finden sich immer wieder Bemerkungen, die erstaunlich hell daherkommen. „In der traditionellen chinesischen Medizin sagt man, dass zu viel Nachdenken sogar die Beschaffenheit der Haare beeinträchtigt“. Wei Huis Haare sind auf Pressefotos immer sehr schön.

Schützenhilfe aus dem Westen

Zwischen all den Männern, Parties und Freundinnen sollen Aussprüche von Woody Allen, Laozi, Günther Grass und Hermann Hesse als bunter Zitate-Reigen Glanz und Weltläufigkeit auf das Erlebte werfen. Doch Wei Hui schmiert lediglich mit der Sauce präntiöser Beliebtheit über die Seiten. Sie liest die Biografie von Zhang Ailing, der bekanntesten chinesischen Schriftstellerin der Vierziger Jahre, und schläft bezeichnenderweise dabei ein.

Am Ende der gereihten Belanglosigkeiten zwischen New York und Shanghai ist die Protagonistin schwanger. Das nächste Buch und der anschließende Jubelschrei der westlichen Presse dürften also sicher sein. Schließlich traten nach „Sex in the City“ vier „Desperate Housewives“ auf den Fernsehschirm und dieses Quartett – in seinem ganzen bleiernen Konservatismus – wurde ja auch ein voller Erfolg.

Oliver Radtke